

Das Dunkel war um ihn, und er fühlte sich sicher. Sie konnten ihn nicht sehen, aber er sah sie, sah sie wie durch einen Tunnel. Sah, wie ihr Haar den schwachen Schein des Feuers reflektierte und Gelb in Gold verwandelte. Sah, wie der junge Mann sie anschaute, anstarrte, in ihr versank, so wie jeder in ihr versinken wollte, um die Welt hinter sich zu lassen. Der Mann griff nach einer Locke; ihm entzog sie sie nicht. Er musste würgen, vor Enttäuschung, vor Zorn. Der Mann fasste sie an, und er saß hier, verborgen im Schatten, der Hässliche, der Einsame, und die Wut tat weh, aber am allerschlimmsten war die Scham.

Er war gekommen, um ihr nahe zu sein, die Luft zu atmen, die sie atmete, um die silbrigen Geräusche der Nacht zu hören, wie sie sie hörte. Um vielleicht, mit viel Glück, einen Blick zu erhaschen, auf eine verschlafene, zarte Sascha, wie sie sich aus einem Zelt stahl und zu den Waschräumen huschte, fest in eine Strickjacke gewickelt.

Das hatte er sich gesagt. Ihr nur nahe sein, ihr nur näher sein, als er es sonst gewesen wäre, in seinem Bett. Doch in Wahrheit hatte er gehofft.

Was, wenn sie es auch fühlte? Nur einen Bruchteil dessen, was sich in seinem Inneren Bahn brach? Wenn sie sich nach ihm sehnte wie er nach ihr?

Was, wenn sie auf ihn wartete, aus dem Zelt trat, um sich ihm zu zeigen. Auf ihn zuging und seine Hände nahm, zögernd und sanft, seine Arme um sich legte und gegen ihn sank, mit all ihrer Wärme und Kühle zugleich. Was wenn. Was wenn.

Aber natürlich war es nicht so. Würde es nie so sein.

Und er schämte sich. Schämte sich, dass er so dumm gewesen war zu hoffen.

Die beiden saßen dort, Sascha und der Mann, und das war, wie es eben war, das war, womit er leben musste, das war, wie es immer sein würde. Nicht er war das dort neben Sascha, auf dem Baumstamm, nicht seine Hände waren in ihrem Haar, sondern die des Mannes. Er beobachtete, wie die beiden noch näher zueinanderrückten, hörte sie murmeln.

Was dann passierte, drang zu ihm wie durch einen Nebel. Als hätte die Dunkelheit zwischen ihm und den beiden Menschen am Feuer sich in schwarzen Rauch verwandelt.

Leises Lachen. Blicke. Hände auf Händen. Und dann die Lippen des Mannes auf denen von Sascha. Ihre Körper schwammen im Schein des flackernden Feuers, wurden eins. Sascha, eins mit einem anderen.

Ihr Verrat war unübersehbar, unvergesslich, unverzeihlich. Da war etwas Salziges in seinem Mund, aber es war kein Blut. Es waren Tränen, die er sich von den Lippen geleckt hatte, und sie schmeckten so, wie der Moment sich anfühlte.

5

Sascha ging von Zelt zu Zelt und zählte. Eins, zwei ... sieben, acht, zehn ... Alles war, wie es sein sollte. Fünfundzwanzig Köpfe, wie kleine Stöpsel auf den plustrigen Schlafsäcken, die bei jeder traumschweren Bewegung raschelten und knisterten. Keines der Kinder war wach. Sie schliefen tief und fest, so wie man eben schlief, wenn man den ganzen Tag herumgerannt war, wild geplantscht und sich die Seele aus dem Leib gejoht hatte. Es waren alle da. Jeder einzelne kleine Kopf war da, wo er sein sollte.

Sie spürte die vertraute Erleichterung, die ihren Bauch von innen warm werden ließ. Sie wusste um die Verantwortung, die mit ihrer Aufgabe verbunden war, eine Verantwortung, der das lächerlich geringe Taschengeld, das sie als Betreuerin erhielt, nicht im Mindesten gerecht wurde. Es war eher ein Dienst an der Allgemeinheit, keine Arbeit, mit der man wirklich etwas verdienen konnte. Und auch wenn andere aus ihrem Semester in Eisdielen oder am Fließband das Zehnfache bekamen und sich schicke Kleider und Taschen leisten konnten, so war sie doch zufrieden, so absurd es auch erscheinen mochte.

Was sie tat, war sinnvoll. Waren die Kinder glücklich, war sie es auch. Wenn sie kicherten und kreischten, wenn ihre kleinen nackten Bäuche pumpeten vor Lachen, weil wieder einmal einer von ihnen vom Steg gefallen oder auf einen Frosch getreten war, dann konnte man sich ihr nicht entziehen, dieser puren Freude, frisch und noch nicht von Ängsten und Sorgen durchwachsen wie von zähen, knotigen Wurzeln. Diese kleinen Bälger barsten fast vor Unbekümmertheit, sie strömte ihnen aus allen Poren und aus den Höhen ihres Lachens, und das Schlimmste, und dabei auch das Allerschönste war, dass sie sich dessen in keiner Sekunde bewusst waren. Sie ahnten nicht einmal, dass es bald vorbei sein würde, dass diese Tage ohne ein Übermorgen vergänglich waren. Das war es ja gerade. Deswegen waren sie, wie sie waren. Bezaubernd und unangetastet vom Leben.

Hätte man sie gefragt, in irgendeinem dieser sorglosen Momente, ob sie etwas ändern wollten, jetzt, sofort, dann hätten sie vermutlich noch nicht einmal eine Antwort gewusst. Sie hätten nur verständnislos dreingeschaut, vielleicht kurz mit den Schultern gezuckt, und im nächsten Augenblick wären sie verschwunden gewesen, Besseres zu tun, Wichtigeres zu tun. Keine Zeit für dumme Fragen, die störend, ja vollkommen unwichtig waren, wenn es zum Meer doch gar nicht weit war und man schon die Badesachen anhatte.

Diese Unmittelbarkeit tat Sascha gut. Sie war eine, die gerne zu viel grübelte, schweren Gedanken nachhing, sich an sie klammerte, mit ihnen in ein Tief und das nächste sank. Die Fröhlichkeit half ihr, nicht davonzutreiben, die Tatsache, dass es nur um das Heute ging, gab ihr Halt.

Sie ließ sich wieder auf ihren Platz an der Feuerstelle nieder, wickelte ihr Tuch fester um den Hals und zog die Beine an, die in der feuchten Luft schon etwas steif geworden waren. Sie vergrub die Nase in ihrem Pullover. Er roch nach ihm. Eindeutig. Dieser frische Duft klebte jetzt an ihr, und sie wusste, dass sie nie wieder etwas Ähnliches riechen würde, ohne an ihn zu denken.

Als der Morgen hereinbrach, war sie hellwach und durchgefroren. Verschlafen krochen die ersten Kinder aus den Zelten, mit zerknautschten Gesichtern und wirren Haaren, noch unsicher, wo sie sich befanden und ob es ihnen dort gefiel. Morgens war immer alles wieder fremd, was am Abend zuvor noch vertraut und gut und recht gewesen war. Der frische Geruch der Wiese, die feuchte Kühle in der Luft und keine Rituale, keine Mama, die sie aus dem Bett holte und ins Bad scheuchte.

In ihrer Verunsicherung suchten nicht wenige, vor allem die Kleinsten, fast instinktiv menschliche Nähe. Sascha lächelte, als das erste Kind zu ihr gehuscht kam und in ihre Arme schlüpfte. Angeschmiegte zerbrechliche Gestalten, noch warm vom Schlaf und mit diesem bestimmten Geruch, den man nicht beschreiben konnte, irgendwie arglos und sehr jung. Sie genoss den Moment, denn er würde nicht lange währen. Bald würden sie zappeln und sich ihr entwinden, wieder mutig genug, bereit für den neuen Tag, bereit für all die wilden Abenteuer.

Am Frühstückstisch herrschte der übliche Lärm, knapp an der Grenze des Erträglichen. Wer noch nie in einem Ferienlager gewesen war, hatte nicht ansatzweise eine Ahnung davon, was man mit Essen anstellen konnte. Brot wurde zu Kugeln geknetet und weggeschnippt, Nutella in fremde Krügen geschmiert, Hefezopf in Flocken gezupft und über den Tisch gepustet. Sascha sparte sich die Ermahnungen und tauschte nur einen kurzen Blick mit Manfred, dem Ältesten im Betreuersteam. Manfred war schon fast dreißig und sturmerprobt, nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen. Die Kinder liebten ihn, wegen seiner Zahnücke, durch die er pfeifen konnte, und wegen seiner Dreadlocks. Er grinste, blieb völlig unberührt von dem Chaos.

Es war schon nach elf, als Sascha spürte, dass etwas nicht stimmte. Die Kinder wetzten um sie herum, spielten eine Art Völkerball ohne verbindliche Regeln. Zwei der größeren Jungen begannen einen Streit um den Ball, der eine kniff den anderen in den Arm, und der haute ihm eine runter. Harmlos. Die anderen Kinder johlten begeistert.

Dennoch war etwas anders. Sascha sah sich um. Ruth und Jonathan standen nicht weit entfernt, die Kinder im Blick, auf ihren Gesichtern nicht die geringste Spur von Besorgnis. Ruth war mit wenigen Schritten bei den beiden Streithähnen, zerrte sie auseinander und stellte sie zur Rede. Ihr Ärger aber war gespielt, sie wirkte entspannt und gelöst. Ute und Manfred klapperten hinter dem Küchenhaus mit dem Frühstücksgeschirr herum, sie waren nicht zu sehen, aber zu hören: ein helles und ein dunkles Lachen, keine Bedrohung, nichts.

Nicht eine einzige Wolke warf einen Schatten, der ihr plötzliches Frösteln hätte erklären können. Niemand Fremdes zu sehen, keine Gefahr weit und breit. Aber dennoch. Die Härchen auf ihren Armen stellten sich auf, und ihr war mit einem Mal ganz elend. Tief in ihrem Magen zog und zerrte etwas, nagte sich in ihr Inneres, und sie fuhr sich über die Stirn, einmal, zweimal, rieb sich die Augen. Was stimmt nicht mit dir?, fragte sie sich. War sie überreizt, angespannt? Etwas war anders, sie spürte es. Sie sah sich um. Nichts als unschuldige, frohe Gesichter. Helles Sonnenlicht. Der Geruch von Gras. Von Sommer. Alles, wie es sein sollte.

Trotzdem war da diese Bedrohung, etwas brannte sich in ihr Hirn, durch alle Schichten, bohrte sich in ihren Kopf. Etwas, das sie nicht wahrhaben wollte. Etwas, das nicht wahr sein

durfte. Panik kroch ihr sauer die Kehle hoch, es war etwas Schlimmes, etwas ganz und gar Schreckliches, das wusste sie, und die Erkenntnis war schon nahe. Gleich würde nichts mehr so sein wie vorher. Nie wieder.

Ruth schien sie beobachtet zu haben, besorgt runzelte sie die Stirn. Sie sagte etwas zu Jonathan, kam dann zu ihr, berührte ihre Schulter, wie um sie aus einem schlechten Traum zu erlösen. Sascha spürte die kühle raue Hand auf ihrer Haut. Sah, wie sich Ruths Mund bewegte, fühlte mehr den Luftzug, als dass sie die Worte hörte, die ihn verließen. Am Rande ihres Blickfelds der rote Ball, der über das stoppelige Gras auf sie zurollte. Ein roter Ball. Ein hellroter Badeanzug. Ein Mädchen in einem roten Badeanzug, das nicht lächeln wollte. Und dann wusste sie es. Friederike. Sie hatte Friederike heute Vormittag noch nicht gesehen.

»Friederike.« Sie flüsterte erst, dann rief sie lauter: »Friederike.« Ihre Kehle war so furchtbar eng. Sie bekam keine Luft, und in ihrem Kopf summt es wie verrückt, aber sie musste rufen. »Friederike!« Sie schrie jetzt.

Jonathan starrte sie irritiert an, aber Ruth verstand sofort. Sie drehte sich um und rannte los.

Sie suchten und suchten. Sie suchten in den Zelten, in den Waschräumen, auf dem ganzen Gelände. Die Kinder, erst irritiert, dann begeistert und mit Feuereifer, ohne im Entferntesten den Ernst der Lage zu begreifen, schließlich erschöpft und unleidlich.

Sie liefen am Strand entlang, immer wieder auf und ab. Hinter jedem Baum, jeder Biegung hofften sie, sehnten sie die kleine Gestalt herbei, die sich aus dem Schatten eines Strauchs schälen, aus einer Mulde im Sand erheben würde, müde und schuldbewusst, aber erleichtert, sie alle zu sehen. Sascha stellte sich den Moment vor, sah ihn in aller Klarheit. Sie würde das Mädchen ins Lager tragen, es festhalten und ihm keine Fragen stellen, das versprach sie Friederike lautlos. Keine Standpauke, komm nur einfach zurück.

Es durfte nicht sein, nicht wahr sein. Wie ein Mantra sagte Sascha sich die Worte vor, immer wieder glitten sie durch ihren Kopf in ihren Mund und über ihre Lippen, aufgereiht wie Perlen an einer Schnur. Sie spürte, wie Zweige gegen ihre nackten Beine klatschten, wie Brennesseln ihr die Haut versengten, wie die Riemen ihrer Sandalen ihr die Füße wund rieben, sie spürte es und auch wieder nicht. Der Schmerz war viel zu weit weg, um sich über ihn Gedanken zu machen. Sie kämpfte sich durch das kleine Wäldchen südlich des Lagerplatzes. Hier war sie zwar mit den Kindern nie gewesen, aber wer wusste schon, wohin Friederike gelaufen war, wer oder was sie von vertrauten Wegen gelockt hatte.

Sie hatte das Wäldchen durchquert, keine Spur von Friederike. Unter freiem Himmel, in der fahlen Sonne, blieb sie stehen, atmete hart und gepresst, die Hände auf die Oberschenkel gestützt. Der Schweiß lief ihr den Nacken herunter, und ihre Leinenbluse klebte an ihr wie eine zweite Haut.

»Sascha!« Das war Manfreds Stimme. Rau. Ernst.

Sie fuhr herum. »Habt ihr sie gefunden?« Sie sah in seinem Gesicht, dass es nicht so war.

Er kam auf sie zu, packte sie am Arm. »Du musst dich zusammenreißen. So kannst du nicht ins Lager zurück. Du machst den Kindern Angst.« Sein Gesicht schien plötzlich so weit weg. Es zerfiel in seine Einzelteile wie ein durcheinandergeratenes Puzzle. »Sascha!« Er schüttelte sie. »Hörst du mir überhaupt zu? Du stehst ja komplett neben dir. Wir wissen

nicht, was geschehen ist. Vielleicht ist sie einfach nur weggelaufen. Sie kann überall sein. Es geht ihr gut, da bin ich mir sicher.«

»Einfach nur weggelaufen?« Sie schrie ihn an, und ein Speicheltropfen landete auf seiner Stirn. Es war ihr egal. »Friederike ist weg. Sie ist nicht in der Nähe des Lagers. Sie ist irgendwo, ganz allein, und sie hat bestimmt wahnsinnige Angst. Vielleicht hat sie sich verlaufen, aber vielleicht hat sie auch jemand mitgenommen. Kapiertst du das, vielleicht hat sie jemand verschleppt!« Sie hörte selbst, wie ihre Stimme sich immer höher quälte und schließlich kippte.

»Verdammt, Sascha, wenn du rumheulst, wird es dadurch auch nicht besser. Reiß dich zusammen.« Manfred klang fast flehend, und sie sah in seinen Augen, weit offen und wässrig glänzend, dass er genauso panisch war wie sie. »Wir wissen nicht, was mit Friederike ist. Wo sie ist. Aber das ist kein Grund, jetzt durchzudrehen.«

Sie schüttelte den Kopf, was redete er da? Kein Grund durchzudrehen? Natürlich war es möglich, dass Friederike einfach weggelaufen war und jetzt bockig hinter irgendeinem Busch kauerte, zerstoichen von Mücken, hungrig und müde, aber heil und gesund. Oder sie war von einer der Familien aus dem Dorf aufgelesen worden und saß vergnügt bei Kuchen und Limonade auf einer sonnigen Terrasse, während sich eine hilfsbereite Ersatzmutter durch die Instanzen telefonierte.

Vielleicht, vielleicht. Vielleicht lag sie aber auch mit gebrochenen Knochen und blutiger Stirn in einem Straßengraben. Vielleicht trieb sie kalt und leblos im Wasser, schwappte mit den Wellen auf und ab, weit draußen vor der Küste. Oder kauerte frierend in einem dunklen Kellerraum, eine kratzige Woldecke auf der nackten Haut, und schreckliche Menschen warteten nur darauf, ihr schreckliche Dinge anzutun.

Sascha spürte, wie ihre Beine schwach wurden. Was sollte sie tun? Was tat man in solch einem Moment, wenn die Welt sich zu einem schwarzen Loch zusammenzog? Sie war schuld. Sie hatte versagt. Mit angstkalten Händen fuhr sie sich übers Gesicht, wischte sich den Schweiß und die Tränen aus den Augen. Sie musste atmen. Und nachdenken. Beides war so schwer.